

Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkskunde

Autor(en): **Fehrle, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **26 (1925-1926)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-112461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkskunde.

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Müllenhoffs Erläuterungen zur Germania im vierten Band der „Deutschen Altertumskunde“, den im Jahre 1900 M. Rödiger herausgab, bieten eine umfassende Übersicht über das, was bisher zur Erklärung dieser so bedeutsamen Schrift geleistet worden war. Was seither an erklärenden wissenschaftlichen Ausgaben geboten worden ist, bedeutet wohl auf einzelnen Gebieten einen Fortschritt; durch richtige Verwertung der Ergebnisse der Volkskunde können wir aber mehrfach zu tieferem Verständnis kommen. Am umfassendsten und besten ist die mit Erklärungen reichlich ausgestattete Ausgabe von Eduard Schwyzer, die als 8. Auflage des Kommentars von Schweizer-Sidler 1923 erschienen ist (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses).

Sehr einseitig ist die kommentierte Ausgabe von Alfred Gudeman (Berlin, Weidmann 1916). Er gibt feine Beobachtungen über die Sprache des Tacitus und über sein Verhältnis zur antiken Rhetorik, bei der sachlichen Erklärung versagt er aber vielfach¹⁾.

Einige Beispiele: Im 11. Kapitel sagt Tacitus: *coeunt . . . certis diebus, cum aut incohatur luna aut impletur*. Dass derselbe Glaube an die Wirkung des Neu- oder Vollmondes heute noch im deutschen Volksglauben weiterbesteht, davon sagt Gudeman nichts²⁾.

Schwyzer erwähnt ein schönes Beispiel des Berner Dichters Hans Rud. Manuel aus der Reformationszeit:

leg nun ein rüstig panzer an
bschow weder nūw noch wädel,
sonder bitt den Gott umb bistanđ,
den schwyzerdegen nim in d'hand
und triff sie uf den schädel.

¹⁾ Vgl. R. MUCH, WIENER PRÄHISTORISCHE ZEITSCHRIFT 7/8, 1920/21, 111 ff.

— ²⁾ EUGEN FEHRLE, Heimatkunde in der Schule, HEIMATBLÄTTER „VOM BODENSEE ZUM MAIN“ Heft 8, Karlsruhe 1923, 20; PEASE, Ciceronis de divinatione l. I, S. 407 f.; WOLFG. SCHULTZ, Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Italikern, Kelten, Germanen, Litauern, Slawen. Mannus-Bibliothek Nr. 35, 1924. Leider kann ich mich Schultz in vielen Ausführungen nicht anschliessen.

Das ist ein vorzüglicher Beleg für das Nachleben des altgermanischen Glaubens, den schon Caesar im B. G. I, 50 erwähnt: *Non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam proelio contendissent.*

Im 10. Kapitel berichtet Tacitus, die Losstäbchen seien einer *arbor frugifera* entnommen. Gudeman, wie auch Müllenhoff und Schwyzer sprechen nur davon, welche Bäume hier gemeint sein können. Warum aber die Zweige von einem fruchtbringenden Baume abgeschnitten sein müssen, darüber sprechen sie nicht: der fruchtbringende Baum wurde bei uns wie bei den alten Römern da verwendet, wo Glück herbeigeführt werden soll. Deshalb heisst er bei den Römern *arbor felix*. Von seiner Segenskraft soll etwas überströmen auf die Handlung, die mit Teilen von ihm vorgenommen wird, und durch eine Art sympathetischer Verbindung eine gute Wirkung hervorrufen. Was dagegen der Vernichtung anheimfällt, wird mit einer *arbor infelix* zusammengebracht. Plinius sagt in seiner Naturgeschichte 16, 108: *Infelices (sc. arbores) autem existimantur damnataeque religione, quae neque seruntur umquam neque fructum ferunt. Cremutius auctor est numquam virere arborem, ex qua Phyllis se suspenderit.*

Ähnlichen Glauben haben wir heute noch bei unsern deutschen Bauern. Im Bezirke Mosbach (Baden) erhängte sich vor etlichen Jahren ein Mann an einem Obstbaume. Die Bauern fällten diesen Baum, weil er jetzt keine Früchte mehr tragen könne. Ob man diese Handlungsweise der Bauern auf den Ekel, den sie empfinden oder auf den Volksglauben zurückführen will, das ist ziemlich gleichgültig. Aus der Empfindung des Ekels heraus kann sich jederzeit ein solcher Glaube einstellen oder ein altüberlieferter Glaube kann sich an solche Empfindungen anschliessen.

Der Verurteilte wird in Rom an einer *arbor infelix* aufgehängt (Liv. I, 26, 6). In Griechenland wurden die Leichen der mit den Sünden der Gemeinde beladenen *φάρμακοί* oder Sündenböcke auf wildem, d. h. unfruchtbarem Holz verbrannt; dadurch sollte rituell ihre völlige Vernichtung erwirkt werden¹⁾.

Es besteht also nach deutschem, wie römischem und griechischem Glauben ein innerer Zusammenhang zwischen dem zu einer kultischen Handlung verwendeten Holz und der Handlung selbst.

Nach Tacitus wurden bei den Germanen die Losstäbchen mit Zeichen versehen und *super candidam vestem* d. h. über eine weisse Decke ausgestreut. Weiss muss die Decke sein, weil sie zu einer heiligen Handlung verwendet wird, wie auch die nachher erwähnten Pferde, die religiös von Bedeutung sind, weiss sein müssen.

¹⁾ M. P. NILSSON, Griechische Feste von religiöser Bedeutung, Leipzig 1906, 106 ff.; H. VORDEMELDE, Die germanische Religion in den deutschen Volksrechten I, Giessen 1923, 90 f.; FEHRLE, Die kultische Keuschheit im Altertum, Giessen 1910, 145 f. In Kommentaren zur Germania ist die Weide in Gegensatz gestellt zu den *arbores felices*. Dass dies unrichtig ist, erhellt aus meinen und Vordemfeldes Erörterungen. Es darf hier daran erinnert werden, dass die Skythen nach HERODOT IV, 67 Weidenstäbchen zur Weissagung benutzten (*μαντεύονται ῥάβδοις εἰτείνησι πολλῇσι*). Dasselbe erzählt Ammianus Marcellinus 31, 2, 24 von dem Stamme der Alanen. Zur germanischen Weissagung mit Losstäbchen vgl. K. HELM, Altgermanische Religionsgeschichte I, 280 ff.; L. WENIGER, Losorakel bei Germanen: SOKRATES, ZEITSCHR. F. D. GYMNASIALWESEN N. F. 5, 1917, 433 ff.; EBENDA 6, 12 f. ALBERT BECKER.

Die Stäbchen müssen *temere ac fortuito* auf die weisse Decke gestreut werden, d. h. es gilt, wie ähnlich später im Deutschen beim „fingerlin snellen“ und vom Würfelspiel der Grundsatz, den Cicero *de div.* 2, 85 von den Losorakeln ausspricht: *temeritas et casus, non ratio nec consilium valet*. *Temere ac fortuito* ist für die Römer eine stehende Verbindung. Belege dafür bringt Gudeman. Er sagt aber kein Wort davon, dass auch heute noch im Deutschen der Zufall beim Gewinnen eines Glückes wichtig ist. Berücksichtigen wir das nicht, so könnten wir zur Annahme neigen, Tacitus habe hier einen Ausdruck, der für die Darstellung römischer Orakelbefragung üblich war, auf das germanische Gebiet übertragen, ohne dass wir dabei zu prüfen brauchten, ob solche Anschauungen den Germanen eigen waren oder nicht.

Ich ging im Walde so für mich hin

Und nichts zu suchen, das war mein Sinn,

so fängt Goethes Gedicht „Gefunden“ an¹⁾. Ein vierblättriges Kleeblatt, das einem Glück bringen kann, soll man nicht suchen, sondern der Zufall muss es einem in die Hände spielen. Wer einen Donnerkeil „ungesucht findet“, hat Glück damit²⁾. Wenn man in Billafingen (Amt Überlingen) einen hölzernen Eggenzahn, der durchbohrt ist, zufällig auf der Strasse findet, kann man damit die Hexen des Dorfes erkennen, man braucht nur während des ersten Weihnachtsamtes durch das Loch zu schauen³⁾. Hölderlin vernahm „ohne Vermuten ein Schicksal“, wie er in seinem Gedicht „Der Rhein“ sagt.

Der Priester oder Hausvater der Germanen hebt beim Weissagen drei Stäbchen auf (*ter singulos tollit*). Flüchtig weist Gudeman auf die Bedeutung der Dreizahl „im Ritus und Folklore aller Zeiten und Völker“ hin. Zur Ergänzung vgl. meine „Badische Volkskunde“ (Leipzig 1924) I, 23 ff. Über die Bedeutung der Zeichen auf den Stäbchen unterrichtet gut der Aufsatz von R. Petsch, Über Zeichenrunen und Verwandtes: Zeitschrift für den deutschen Unterricht 31 (1917), 433 ff.

Zu der im selben Abschnitt erwähnten Bedeutung der Pferde für die Weissagung bei den Deutschen weiss Gudeman nichts zu sagen. Dazu vgl. E. Samter, Volkskunde im altsprachlichen Unterricht I, 89 f.; Helm a. a. O. I, 288 f.

In dieser Weise könnte ich weiter aufzählen. Doch das Gesagte soll vorläufig zur Kennzeichnung genügen.

Der Stoff, den die Ausgrabungen für die Erklärung der Germania liefern, ist in Gudemans Kommentar kaum berührt. Das ist auch ein grosser Fehler von Müllenhoffs Kommentar. Fortgeschrittener ist hierin wieder Schwyzer, wenn man auch den Eindruck hat, dass die Ergebnisse der Ausgrabungen noch mehr mit den übrigen Erläuterungen verbunden sein dürften. Gut sind die Ausgrabungsergebnisse verwendet in der Schüleraushgabe der Germania von Wilh. Reeb (Leipzig, Teubner) und in der Übersetzung von Georg

¹⁾ HESSISCHE BLÄTTER F. VOLKSKUNDE 10, 1911, 212. — ²⁾ J. KÜNZIG, Badische Sagen, Leipzig 1923, Nr. 155. — ³⁾ E. H. MEYER, Badisches Volksleben 489. Vgl. PEASE a. a. O. 113.

Ammon (Meisterwerke der Weltliteratur, hrg. von Lössl 7, Bamberg). Vgl. K. Schumacher, Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanen-Darstellungen, Kataloge des römisch-germanischen Zentral-Museums in Mainz; ferner Georg Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus (Leipzig 1921). Dazu vgl. Georg Wolffs Besprechung in der Philolog. Wochenschrift 41 (1921), 561 ff.

Im Jahre 1920 erschien ein Buch, das zahlreiche Erläuterungen zur Germania gibt und vor allem grundsätzliche Fragen erörtert, in einem Umfang und in einer Tiefe, wie sie bisher nicht gestellt worden waren: Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania (Leipzig). Dies ist seit Müllenhoffs Kommentar das bedeutendste Buch über die Germania. Es hat dementsprechend auch in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt, d. h. der Text wurde im allgemeinen unverändert abgedruckt, Ergänzungen und Berichtigungen wurden in Nachträgen gegeben.

Norden reiht die Germania ein in die ethnographische Literatur der Alten und untersucht eingehend die Fragen, in welcher Art und in welchem Ausmass die Auffassung und Fragestellung des Tacitus sowie die Gestaltung des Stoffes durch die Kunstnormen dieser Schriftgattung und ihre Entwicklungsgeschichte bestimmt sind. Damit soll ersichtlich werden, mit welchem Stoff und unter welchen Voraussetzungen Tacitus arbeitete. Haben wir dies erkannt, so können wir zu einem klaren Urteil über seine Schrift als Ganzes und zu sicherer Stellungnahme einzelnen Angaben gegenüber kommen.

In der Antike hatte jede Gattung des Schrifttums ihre bestimmten Formgesetze, so auch die Völkerbeschreibung, zu der die Germania gehört.

Die ältesten Spuren derartiger Beschreibungen finden wir in den Homerischen Epen. Auf Grund solcher Erzählungen wurden die *νόμματα βαρβαρικά*, d. h. die volkskundlichen Darstellungen fremder Völker geschrieben. Um 500 v. Chr. hat Hekataios von Milet die Länder- und Völkerkunde als Wissenschaft begründet. Bei Herodot finden wir, besonders in seiner Darstellung des Skythenvolkes, schon festgeprägte Formen dieser Gattung des Schrifttums.

Den Stoikern lagen solche Völkerschilderungen sehr nahe. Denn sie suchten, über das Nationale hinausgehend,

das allgemein Menschliche zu erforschen und das Seelenleben auch nichtgriechischer Völker zu erkunden. So fand denn auch die völkerbeschreibende Schriftgattung in einem ihrer Grössten, in Poseidonios, einen Mittelpunkt, von dem aus neue Anregungen ausstrahlten, auch auf die Germania des Tacitus. Die Römer waren ja in dieser Art der Schriftstellerei durchaus von den Griechen abhängig.

Wir haben also eine von der ältesten Zeit des griechischen Schrifttums bis über Tacitus hinaus fortlaufende, in sich zusammenhängende Überlieferung in den volkskundlichen Schriften der Alten. Ein Geschlecht baut auf dem andern auf. Kenntnis und Methode der Forschung erweitern sich ständig. Eine bestimmte Formgebung war zur Zeit des Tacitus so fest geworden, dass sich ihr niemand entziehen konnte.

Es lag auch gar nicht in der Art des Schaffens der antiken Menschen, etwas anderes machen zu wollen als die Vorgänger, man wollte vielmehr in denselben Bahnen gehen, nur, was man schuf, vervollständigen den Vorgängern gegenüber. So lag es z. B. dem griechischen Künstler im allgemeinen nicht, eine Aufgabe von ganz anderer Seite auffassen zu wollen als andere und damit ihnen gegenüber etwas grundsätzlich Neues zu schaffen. Das kann jeder erkennen, der einen künstlerischen Vorwurf in seiner Entwicklung verfolgt.

Im Schrifttum der Griechen war das Festhalten an einer bestimmten Norm dadurch unterstützt, dass für die verschiedenen Schrifttumsgattungen jeweils sprachlich eine bestimmte Art und Form ausgebildet war. Die Eigenart sprachlicher Darstellung, die sich für die antike Ethnographie und Volkskunde ausgebildet hatte, ist bei Tacitus ebenso zu finden wie bei seinen griechischen Vorgängern, so bei der Skythendarstellung des Herodot.

Aber nicht nur die Sprache stimmt soweit überein, dass gemeinsame Herkunft oder Abhängigkeit des Tacitus von Griechen wie Herodot bestimmt anzunehmen ist, sondern auch gewisse Fragen der Völkerkunde sind hier wie dort in so weitgehender sachlicher Übereinstimmung behandelt, dass die Darstellungen beiderseits nicht selbständig und unabhängig von einander entstanden sein können.

Nehmen wir, Norden folgend, als Beispiel einen Satz aus dem vierten Kapitel der Germania: *Habitus quoque cor-*

porum, quamquam¹⁾ in tanto hominum numero, idem omnibus, truces et caerulei oculi, rutilae comae, d. h. auch die Körperbildung ist, trotz der grossen Bevölkerungszahl, bei allen gleich, wild-trotzige blaue Augen, rötliche Haare.

Herodot sagt von einem Stamme der Skythen 4, 108: Ἔθνος ἐὼν μέγα καὶ πολλόν, γλαυκόν τε πᾶν ἰσχυρόν ἐστι καὶ πυρρόν, d. h. der Stamm, so gross und zahlreich er auch ist, ist in seiner Gesamtheit ausgesprochen blauäugig und rötlich²⁾.

Was lehrt uns der Vergleich der beiden Stellen? Die Tatsachen, welche beide Schriftsteller überliefern, sind bestätigt. Sie waren also für beide gegeben. Aber Tacitus und Herodot stimmen nicht nur in den Tatsachen überein, sondern auch in der „eigenartigen Tönung des Gedankens“. Es kann nicht als Zufall bezeichnet werden, dass beide hinzufügen: trotzdem das Volk gross ist, haben wir Übereinstimmung in den blauen Augen und rötlichen Haaren.

Tacitus kennt den Herodot wie andere Vertreter der griechischen Ethnographie und hat seine Gedanken nach ihnen geformt. Wir haben hier eine offenkundige Übertragung der Form. Damit ist aber nicht gesagt, dass auch der Inhalt einfach übernommen worden sei und Tacitus die Beschreibung der Skythen ohne Prüfung ihrer Richtigkeit auf die Germanen übertragen habe. Wir können nachweisen, dass früher bei uns die blonden und blauäugigen Menschen stärker vertreten waren als die mit schwarzbraunen Augen und dunklen Haaren³⁾. Die Übereinstimmung des Inhalts bei Tacitus mit Herodot und anderen Griechen ist also aus den den Schriftstellern vorliegenden Tatsachen zu erklären. Tacitus folgt den Formen der antiken Ethnographie, wo die Tatsachen im Germanischen ebenso sind wie bei anderen Völkern, die schon beschrieben waren.

Eine weitere Stelle: Im selben Kapitel sagt Tacitus von der Rassereinheit der Germanen: tantum sui similem

¹⁾ Überliefert ist tamquam und quamquam. Norden verteidigt 52, 2 tamquam, das nach Heraeus heissen soll: „wie bei einer so grossen Bevölkerung zu erwarten war.“ Doch das scheint mir nicht richtig. Tacitus wundert sich, dass man bei einem Volk von solcher Ausdehnung so weitgehende Übereinstimmung im habitus corporum finde. Quamquam entspricht besser dem Sinn und dem adversativen Partizip in der folgenden Herodotstelle. — ²⁾ Norden bezieht S. 52 πυρρόν auf die Hautfarbe. Ich glaube, dass es, wie bei Tacitus, auf die Haare geht. Somit ist die Übereinstimmung zwischen den beiden Stellen noch grösser. — ³⁾ FEHRLE, Badische Volkskunde I, 1 ff.

gentem exstitisse¹⁾. Poseidonios sagt von den Kimbern: οὐχ ἑτέροις ὅμοιοι keinem anderen Volke ähnlich. Derselbe Ausdruck steht in der Sammlung der Schriften des Arztes Hippokrates (περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων). Weiterhinauf lässt sich die Redensart verfolgen bis in die jonische Naturwissenschaft und Ethnographie, bis Anaximander. Bei Parmenides heisst sie ἐοικὼς πάντοσε τωυτόν, τῷ δ' ἑτέρῳ μὴ τωυτόν, d. h. sich selbst in allem gleich, dem andern aber nicht gleich. Norden stellt all diese Ausdrücke zusammen und erörtert ihre geschichtliche Abhängigkeit bis ins Mittelalter hinein, wo man vom Teufel sagte: nec ulli quam sibi similis d. h. eigenartig, nicht wie andere, von anderen abstechend.

Norden bemerkt zu dieser Stelle S. 69 f., man werde sagen dürfen, „dass die von Tacitus insgesamt vertretene opinio eben die des Poseidonios für die Kimbern und deren Bundesgenossen gewesen ist. Tacitus hatte sie sich nur aus der Literatur gebildet, Poseidonios aus dem Leben selbst: seinen *Κυβριχά* lagen Erkundungen zugrunde, die er teils in Rom, teils und vor allem in Massalia eingezogen hatte, wo er einen gebildeten Gastfreund besass, mit dem er auch das nur einen Tagemarsch nördlich von der Stadt gelegene Schlachtfeld bei Aquae Sextiae besuchte.“

Ich kann nicht einsehen, warum hier Tacitus anders eingestellt wird als Poseidonios. Der Ausdruck, dass ein Volk nur sich selbst gleiche, ist ja nicht zum ersten Mal überliefert bei Poseidonios, sondern viel älter und lange vor Poseidonios in der ethnographischen Literatur üblich. Dorther kannte ihn Poseidonios und wandte ihn auf die Kimbern an, weil er ihm dort passend schien. Warum soll es Tacitus nicht ebenso gemacht haben? Er ist nur etwas später in der ganzen Reihe der ethnographischen Schriftsteller, kann deshalb auf eine längere Reihe von Vorgängern zurückgreifen, unter ihnen auf Poseidonios. In der Kimbernbeschreibung des Poseidonios mag Tacitus das überliefert gefunden haben, was er im Leben in und ausserhalb Roms jeden Tag bestätigt finden konnte und wovon Kaufleute und Soldaten, die in Germanien waren, erzählten, nämlich dass die Germanen wirklich ein eigenartiges Volk waren. Dass sich aber Tacitus seine Meinung nur aus der Literatur gebildet habe, Poseidonios dagegen aus dem Leben selbst, ist eine willkürliche Annahme. Tacitus

¹⁾ Vgl. NORDEN 54 f., 67 ff.

wäre, wenn wir dieser Annahme folgten, weniger Vertrauen erweckend als Poseidonios. Dabei wissen wir, wie sorgfältig Tacitus bei Bekannten, bei Verwaltungsbeamten, Kaufleuten und Soldaten, die in Germanien waren, Erkundigungen eingezogen hat. Gerade Norden hat diese Frage in seinem genannten Buche mehrfach gründlich und feinsinnig erörtert.

Der besprochene Satz bestätigt uns also das, was wir aus dem zuerst angeführten schon schliessen mussten: Tacitus ist in der Form abhängig vom ethnographischen Schrifttum, den Inhalt müssen wir als richtig bezeichnen; denn die Germanen waren für die Römer ein eigenartiges Volk.

Ob Tacitus in diesem Falle auf Poseidonios zurückgehe, wie Norden meint, halte ich nicht für bewiesen. Die Redensart, die hier Tacitus mit Poseidonios gemeinsam hat, ist im antiken Schrifttum sehr geläufig und Tacitus hat sie eben auch angewandt wie andere, ohne dass man einen bestimmten Gewährsmann anzunehmen braucht¹⁾.

Norden geht in der Zurückführung einzelner Berichte und Ausdrücke auf bestimmte Quellen zu weit. Seine Forschung führt nach zwei Richtungen: einmal sucht er zu erweisen, dass viele Redensarten und Gesichtspunkte Allgemeinut der gesamten antiken Ethnographie waren²⁾. Daneben kommt es ihm darauf an, innerhalb der festgewordenen Typen dieses Schrifttums der Abhängigkeit von einem zum andern Schriftsteller nachzugehen. In dieser Art der Forschung ist Norden, wie er in mehreren Arbeiten gezeigt hat, einer der feinsinnigsten Meister unter den Philologen von heute. Das Nachspüren nach solchen persönlichen Zusammenhängen, das seiner Art des Forschens mehr liegt als das Feststellen gewisser Normen, die öfters wiederkehren, hat ihn manchmal dazu verführt, persönliche Zusammenhänge zu sehen, wo sie

¹⁾ In einer ausführlichen Besprechung von Nordens Buch betont HENNING im ANZEIGER FÜR DEUTSCHES ALTERTUM und deutsche Literatur 41, 1922, 1 ff. wohl mit Recht, dass Norden allzuviel in Poseidonischer Beleuchtung sehe. Im übrigen kann ich der Besprechung Hennings nicht beipflichten. Sie ist ohne Verständnis für die Probleme, die hier in Frage stehen, geschrieben und kann höchstens zeigen, wie fern dieser Vertreter der deutschen Altertumskunde der kritischen Beurteilung antiker Quellen steht und wie notwendig ein Zusammenarbeiten der deutschen und der klassischen Philologie ist. Dazu vgl. NECKEL's Mahnung in den NEUEN JAHRBÜCHERN FÜR WISSENSCHAFT U. JUGENDBILDUNG I (1925), 46 ff. — ²⁾ Neben Norden siehe jetzt ALFRED SCHRÖDER, *De ethnographiae antiquae locis quibusdam communibus observationes*, Diss. Halle a. S. 1921.

nicht erwiesen sind, sondern höchstens möglich sein können und wo die Annahme des Anschlusses an die allgemein für die Ethnographie übliche Sprachform ebenso nahe liegt.

Manche Übereinstimmungen ergeben sich aus der Gleichheit der Zustände bei Völkern auf einer gewissen Jugendstufe der Kulturentwicklung. Ist eine bestimmte Formgebung für die Schilderung solcher Kulturverhältnisse fest geworden, so ist aus äusserlichen und inneren Gründen eine weitgehende Übereinstimmung der Berichte selbstverständlich.

Nehmen wir wieder ein Beispiel aus dem vierten Kapitel. Dort sagt Tacitus von den Germanen: *magna corpora et tantum ad impetum valida; laboris atque operum non eadem patientia, minimeque sitim aestumque tolerare, frigora atque inedia caelo solove adsueverunt*. In dieser Charakteristik soll nach Norden S. 110 und 155 ff. Tacitus über Livius auf Poseidonios zurückgehen.

Vergleicht man die Berichte, die bei Norden, Müllenhoff und Gudeman zusammengetragen sind, so ist zunächst ersichtlich, dass die Griechen und Römer bei den Nordvölkern richtige Beobachtungen gemacht haben. Diese erwähnen sie bald in einer Volksbeschreibung, bald auch bei der Darstellung einzelner Ereignisse, die sie mit den Nordvölkern zusammenführten. Nach Florus I, 37, der auf Livius zurückgeht, hat Marius vor der Schlacht bei Aquae Sextiae seine Soldaten im Lager zurückbehalten, bis sich „das Ungestüm legte, das die Barbaren für Tapferkeit halten“ (*impetus quem pro virtute barbari habent*). Und Plutarch erzählt (Marius 26) von den Kimbern in der Sommerschlacht bei Vercellae: „So sehr sie sich auf das Ertragen von Frost verstanden — waren sie doch, wie gesagt, in schattenreichen und kalten Gegenden aufgewachsen — so wurden sie umgeworfen durch Hitze: sie keuchten, und der Schweiss drang ihnen in die Poren“ (nach Norden).

Tacitus wird diese, auf Poseidonios zurückgeführten Nachrichten irgendwie gekannt haben. Sie waren für ihn aber nicht ein „ethnographisches Wandermotiv“, das er übernahm, wie es üblich war, sondern höchstens ein einzelner Beleg. Die Art der Benutzung wird so gewesen sein: Tacitus kannte aus dem Schrifttum die Kennzeichnung der Nordvölker, die mehrfach geschildert waren. Darin war öfters die Rede von ihrem *impetus*, d. h. „der plötzlichen, raschen, ungestümen

Anstrengung“ (Müllenhoff), zu der sie im Kampf wie im täglichen Leben fähig waren, während man sie zu „mühseliger, andauernder, geduldiger Arbeit“ weniger gebrauchen konnte. Das sind Eigenschaften, die heute noch bei Völkern auf entsprechender Kulturstufe beobachtet werden im Gegensatz zu denen einer weiterentwickelten Kultur, die mit Berechnung ihre Kräfte verteilen. Diese Gegensätze traten besonders auffallend den römischen Soldaten entgegen, und die Feldherrn (so schon Marius) wussten damit zu rechnen.

Wer im letzten Kriege mit Türken zusammen kämpfte, wird ähnliche Erfahrungen gemacht haben und könnte die Worte des Tacitus auf sie übertragen. Im Ansturm waren sie tapfer und tüchtig, zu mühseliger Arbeit, wie zum Ausheben von Schützengräben aber konnte man sie nur schwer gewinnen.

Ebenso war die geringe Fähigkeit im Ertragen von Hitze und Durst etwas an den Germanen öfters Beobachtetes. Müllenhoff weist darauf hin, dass auch noch in späteren Jahrhunderten ähnliche Erfahrungen mit deutschen Soldaten gemacht worden sind, im Gegensatz zu den Romanen.

Da Tacitus von solchen Eigenschaften der Nordvölker gelesen hatte, wird er sich bei der Abfassung der *Germania* über ihre Richtigkeit erkundigt haben bei Leuten, die in Germanien waren und ihm erzählen konnten, wie auch bei solchen, die ihre Erfahrungen in einem Schriftwerk veröffentlicht hatten.

So wird er auch die Mitteilung über das Verhalten der Kimbern bei *Aquae Sextiae* und *Vercellae* als Bestätigung der ihm allgemein bekannten Anschauung benutzt haben. Solche Nachrichten waren also nicht Vorbild für Tacitus, wie es nach Nordens Zusammenstellung aussehen könnte, sondern Einzelbelege, nicht übernommene Motive aus der Ethnographie, sondern Bestätigung des aus bekannter Anschauung gebildeten Urteils.

Wenn wir so die Quellen einzeln bewerten, so dürfen wir auch manche andere nicht als Vorbilder für Tacitus ansehen und gleichwertig neben die Wandermotive stellen. Er benutzte sie vielmehr genau so wie ein Geschichtsschreiber heute seine Quellen verarbeitet. Jedenfalls ist dadurch die Selbständigkeit des Tacitus nicht geringer zu achten¹⁾.

Anders zu bewerten als solche Belegstellen, die der

¹⁾ Das betone ich weniger gegen Norden als für ängstliche Leute, die infolge von Nordens Buch um den Quellenwert der *Germania* besorgt sind.

Geschichtsschreiber verarbeitet, sind die Vorbilder, die jeder antike Schriftsteller auf dem Gebiete der Volks- und Völkerkunde in reichem Masse vorfand und in festgewordenen Formen verwendete. Norden urteilt über solche Übereinstimmungen richtig, wenn er von „ethnographischen Wandermotiven“ spricht. „Dabei, braucht“ so fügt er auf S. 139 hinzu, „die Wahrheit eines Motivs als solches nicht angezweifelt zu werden — es handelt sich oft um allgemeingültige Erscheinungsformen ethnischen Lebens, die Bastian einst ‚Völkergedanken‘ benannte — aber freilich wurde es durch den Prozess fortschreitender Übertragung und Stilisierung in ein Licht gerückt, dessen schillernder Glanz die unscheinbarere Treue des Bildes unter Umständen beeinträchtigen konnte.“

Anderswo urteilt er nach Vergleichung ähnlicher Darstellungen in der Germania und älteren völkerkundlichen Werken weniger günstig für die Germania (S. 56): „Die Folgerung . . . ist für die germanische Altertumskunde, soweit sie sich auf der Taciteischen Germania aufbaut, nicht besonders erfreulich. Wie alle literarischen Gattungen des Altertums, so ist auch die ethnographische einer Typologie verfallen. Das von einem Beobachter über ein bestimmtes Volk Ausgesagte wurde von einem anderen auf ein anderes Volk übertragen. Eine Übertragung braucht nicht notwendigerweise die Reinheit des ursprünglichen Lichtes zu trüben, aber die Gefahr einer Trübung liegt überall nahe.“

G. Wissowa pflichtet in den „Neuen Jahrbüchern“ 1921, I. Abt., 47. Band, S. 20 f. Norden darin bei, dass er mit ihm betont, die Germania sei „von völkerkundlichen Wandermotiven wie übersät“, da sie zeitlich am Ende einer langen Reihe stehe, und spricht dazu von einer „völkerkundlichen Dogmatik“, die bei Beurteilung des Quellenwertes der Germania sehr zu beachten sei. Gewisse Behauptungen über primitive Völker würden für so allgemeingültig angesehen, dass sie auch dort vorgetragen werden, wo der Verfasser sich nicht nur mit den Tatsachen, sondern auch mit sich selber in Widerspruch setzt.

Von solcher Dogmatik beeinflusst sind nach Wissowa die Ausführungen über die Bildlosigkeit und Tempellosigkeit des Gottesdienstes primitiver Völker“, die auch Tacitus im neunten Kapitel für die Germanen erwähnt. Sie seien nicht in Einklang zu bringen mit den Erzählungen vom

Kulte der Nerthus im 40. Kapitel. „Denn“, so führt Wis-sowa aus, „der glänzenden Schilderung des Tacitus liegt deutlich die Vorstellung von einem Götterbild zugrunde, gleichviel welches der wirkliche Tatbestand gewesen sein mag.“

Diesen Widerspruch kann ich nicht finden. Prüfen wir die in Frage kommenden Stellen: Tacitus sagt im 9. Kapitel: *ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine caelestium arbitrantur, lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident.* Im 43. Kapitel weist er auf den bildlosen Dienst der Nahanarvalen hin (*nulla simulacra*). Der Schilderung des Nerthuskultes im 40. Kapitel dagegen soll „deutlich die Vorstellung von einem Götterbild zugrunde“ liegen. Dieser Widerspruch würde eine Oberflächlichkeit des Tacitus zeigen, wie sie in der ganzen, sorgfältig ausgearbeiteten Schrift sonst nicht vorkommt. Aber der Widerspruch ist meines Erachtens nur scheinbar. Tacitus sagt vom Kult der Nerthus: *eam . . . intervenire rebus hominum, inveni populis arbitrantur. est in insula Oceani castum nemus dicatumque in eo vehiculum veste contextum. attingere uni sacerdoti concessum. is adesse penetrali deam intellegit vectamque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur. laeti tunc dies. festa loca, quaecumque adventu hospitioque dignatur. non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat. mox vehiculum et vestis et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur. servi ministrant, quos statim idem lacus haurit. arcanus hinc terror sanctaque ignorantia, quid sit illud, quod tantum perituri vident.*

Zunächst der tempellose Dienst: unter dem templum der Nerthus braucht man kein Gebäude zu verstehen. templum kann dasselbe bezeichnen wie nemus. Jeder geweihte Bezirk kann so heissen. Schwyzer hält in seinen Erläuterungen zum 9. Kapitel das templum Tanfanae, das nach Tacitus Ann. 1, 51 die Römer dem Erdboden gleich machten, nach nordischen Analogien für einen „dachlosen Steinbau oder eine Steinhegung, bzw. einen Steinaltar an geheiligter Stätte im Walde“¹⁾.

¹⁾ HELM a. a. O. 286 f.; RICHARD M. MEYER, *Altgermanische Religionsgeschichte* (Leipzig 1910) 423 ff.; EUGEN MOGK, *Germanische Religionsgesch.*

Wollte man Schlüsse aus Verhältnissen späterer Jahrhunderte auf die Zeit des Tacitus ziehen, so könnte man templum als Gebäude mit Dach auffassen. Ein Zwang zu solcher Auffassung besteht aber nicht. Denn auch nach der Zeit des Tacitus hatten die Germanen noch mehrfach tempellosen Gottesdienst. Wir brauchen also, wenn wir den „wirklichen Tatbestand“ berücksichtigen, keine Gotteshäuser bei den Germanen zur Zeit des Tacitus anzunehmen.

Eine andere Frage ist es, ob Tacitus bei der Schilderung des Nerthuskultes die Vorstellung eines Gotteshauses vorgezeichnet habe. Auch dies brauchen wir nicht anzunehmen. Die Gewährsmänner des Tacitus werden ihm von keinem Gotteshaus bei den Germanen zu berichten gewusst haben. Er fand also das, was anderswo von Völkern auf entsprechender Kulturstufe berichtet wurde, für die Germanen bestätigt und erklärte es sich aus Anschauungen hellenistischer Philosophie über einfache Völker. Die Annahme der Beeinflussung des Tacitus durch die „völkerkundliche Dogmatik“, der zuliebe er sich in Widersprüche verstrickte, ist demnach für diesen Fall nicht erwiesen.

Und wie verhält es sich mit den Götterbildern der Germanen? Auch hier werden wir am besten scheiden zwischen dem wirklichen Tatbestand und der Annahme des Tacitus.

Götterstatuen, etwa in dem Sinne wie die Griechen und Römer sie hatten, sind bei den deutschen Stämmen, die für die Beschreibung des Tacitus in Frage kommen, im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht nachgewiesen. Einzelne Holz- oder Bronzefiguren aus dem nördlichen Germanien, die man mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit als Götterdarstellungen deutet, kommen für das Deutschland des Tacitus nicht in Frage. Manche der Figuren sind überhaupt zeitlich und ethnographisch nicht genau bestimmt.

Wenn Tacitus über solche Verhältnisse spricht, so ist der Vergleich mit römisch-griechischen Anschauungen zu berücksichtigen. In Griechenland und Italien begegnete jeder Wanderer an Strassen, auf Plätzen, in Tempeln, in öffentlichen und privaten Gebäuden Götterstatuen, die man einer

u. Mythologie² (1921) 135 ff.; WILKE, a. a. O. 74 f.; SCHUMACHER 116. Immer noch lehrreich sind J. GRIMMS Ausführungen in der deutschen Mythologie, 3. Ausg. I. Kap. IV. Tempel. Auf ihn geht im Wesentlichen W. GOLTHIER zurück: Handbuch der germanischen Mythologie 593 ff.

bestimmten Gottheit zuweisen konnte. Kam nun der Römer nach Germanien, so musste ihm auffallen, dass es hier so etwas nicht gebe. Damit ist nicht gesagt, dass man sich nicht da und dort in Germanien einfache Bilder von Gottheiten gemacht habe, die teilweise nur rohe Holzblöcke gewesen sein mögen mit Andeutung einzelner menschlicher Glieder. Jedenfalls aber waren solche Bilder äusserst selten und dem Ausländer kaum zugänglich ¹⁾).

Die andere Frage ist: nimmt Tacitus in seinen Ausführungen über die Nerthus ein Bild der Göttin in Menschengestalt an? Nach seinem Bericht wird Nerthus durch das Land gefahren auf einem Wagen, unsichtbar, unter einer Decke. Nach der Umfahrt wird sie (*numen ipsum*) gewaschen.

Es braucht hier keine Statue der Göttin gemeint zu sein in *ullam humani oris speciem assimilata* (Kap. 9); ein Paar Brüste oder die Andeutung des Schosses würden schon genügen für die Vorstellung einer Göttin, die der *Terra mater* der Römer entspricht, oder auch in einem blossen Holzblock wird, von einer Decke verhüllt, die Gottheit anwesend gedacht. Derartige primitive Idole können dem Tacitus aus der griechisch-römischen Kulturwelt bekannt sein ²⁾. Da den Gläubigen die Göttin nicht sichtbar erscheint, kann jeder sich ihr Bild nach persönlichen Eindrücken vorstellen.

So etwa mag Tacitus sich die Vorstellungen der Germanen beim Nerthuskult gedacht haben. Er spricht wohl absichtlich und seinen Berichten entsprechend nicht von *simulacrum*, *signum* oder *effigies*, sondern ganz unbestimmt von dem *numen*, das nach Beendigung der kultischen Umfahrt in einem See gewaschen wird, und bezeugt, dass auch die gläubigen Germanen nichts über seine Gestalt wussten (*sancta ignorantia*) und nie etwas wissen sollten. Denn die Sklaven, die das *numen* wuschen, wurden gleich darauf im See ertränkt.

Mögen auch die kurzen Mitteilungen des Tacitus keine wirkliche Anschauung geben, so lassen sie doch in dem ausgeführten Sinne eine Deutung zu, der zufolge wir keinen Widerspruch zu sehen brauchen zwischen den Bemerkungen der Kapitel 9 und 43, nach denen die Germanen keine „menschenähnlichen Darstellungen“ ihrer Gottheiten hatten, und dem Bericht über den Nerthuskult.

¹⁾ WILKE a. a. O. 75 ff. — ²⁾ ALBRECHT DIETERICH, *Mutter Erde* ³ 105; VISSER, *Die nicht menschengestaltigen Götter der Griechen*; MEYER 431 ff.

Demnach ist auch dieser Beleg Wissowas für die „völkerkundliche Dogmatik“, unter deren Einfluss der Quellenwert der Germania sinken soll, hinfällig.

Als weiteren Beweis gegen den Quellenwert der Germania führt Wissowa den Bericht des Tacitus über Silber und Gold bei den Germanen an. Tacitus sagt im 5. Kapitel: 1. *Argentum aut¹⁾ aurum propitiine an irati di²⁾ negaverint, dubito. nec tamen affirmaverim nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere; quis enim scrutatus est³⁾?* 2. *possessione et usu haud perinde adficiuntur.* 3. *est videre apud illos argentea vasa, legatis et principibus eorum muneri data, non in alia vilitate quam quae humo finguntur;* 4. *quamquam proximi ob usum commerciorum aurum et argentum in pretio habent formasque quasdam nostrae pecuniae adgnoscent atque eligunt.* 5. *interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur.* 6. *pecuniam probant veterem et diu notam, serratos bigatosque.* 7. *argentum quoque magis quam aurum sequuntur, nulla adfectione animi, sed quia numerus argenteorum facilius usui est promiscua ac vilia mercantibus.*

Überblicken wir den Inhalt nach den von mir durch Zahlen bezeichneten Abschnitten. 1. In einer etwas rhetorisch gehaltenen Einleitung spricht Tacitus davon, dass den Germanen im allgemeinen Gold und Silber fehlen. 2. Sie kennen es zwar, machen sich aber nichts daraus. 3. Beweis dafür ist ihre Einschätzung der silbernen Gefäße, die ihre Fürsten und Gesandten gelegentlich vom Ausland geschenkt bekommen: sie schätzen sie nicht höher als irdenes Geschirr. 4. Die Grenznachbarn der Römer allerdings wissen aus dem Handelsverkehr Gold und Silber zu schätzen und kennen auch einzelne Geldarten der Römer. 5. Die Völker des Binnenlandes dagegen bedienen sich noch des Tauschhandels. 6. Diejenigen, die römisches Geld kennen, bevorzugen gewisse ältere Münzen. 7. Aus praktischen Gründen ist ihnen Silber lieber als Gold.

Wissowa sieht das Verhältnis der Sätze zueinander teilweise anders an als ich, wenn er S. 21 meint: „Den Satz *possessione et usu (argenti et auri) haud perinde adficiuntur* muss der Verfasser gleich darauf mit einem „allerdings“ (*quamquam*)

¹⁾ Aut kann bei Hinzufügung eines zweiten Gliedes, das eine Verstärkung bedeutet, in dem Sinne von „oder gar“ gebraucht sein. Gegen Gudemans Änderung wendet sich WISSOWA, GÖTT. GEL. ANZEIGEN 1916, 670. — ²⁾ Vgl. PÖHLMANN, Die Weltanschauung des Tacitus² 32 ff. — ³⁾ SCHUMACHER 106 f.

so stark einschränken, dass nicht mehr viel davon übrig bleibt.“ Das ist nicht richtig: Tacitus nennt als Ausnahmen nur die Grenznachbarn der Römer, wie es ja auch den Tatsachen entsprach. Denn hierin ging es wie in anderen Dingen und wie es auch anderswo geht: ein Volk hält oft in seiner Gesamtheit an einer ihm eigenen Anschauung fest, während die Randstaaten schon fremden Einflüssen zugänglich sind ¹⁾.

Was Tacitus berichtet, ist durch Münzfunde bestätigt ²⁾. Den Einfluss einer „völkerkundlichen Dogmatik“ kann ich auch für diese Stelle nicht zugeben.

Infolge der neueren Forschungen, vor allem durch Nordens Buch, ist in weiten Kreisen der Philologen, besonders auch der Schulmänner Verwirrung eingetreten und Beängstigung, man dürfe das uns Deutschen so liebe und wertvolle Büchlein über unser Volkstum und unsere Frühgeschichte nicht mehr in dem Masse als zuverlässigen Führer ansehen, wie man das bisher tat. Norden selbst hat solche Bedenken mehrfach zu lesen und zu hören bekommen. Er äussert sich dazu im Vorwort zum zweiten Abdruck wie folgt: „In Vereinsversammlungen, über die mir Bericht erstattet wurde, aber auch in öffentlichen Besprechungen der Tagespresse ist die Ansicht aufgestellt worden: durch den Nachweis einer Herübernahme zahlreicher Motive aus der ethnographischen Literatur des Hellenentums in die Germania sei der quellenmässige Wert dieser taciteischen Schrift für die Erkenntnis des spezifisch Germanischen verringert, und irgend-

¹⁾ Eine gute Beobachtung in dieser Hinsicht berichtet Tacitus im 17. Kapitel über die Kleidung der Germanen. Sie trugen neben anderen Kleidungsstücken auch Felle wilder Tiere: *proximi ripae neglegenter, ultiores exquisitus, ut quibus nullus per commercia cultus*. Die Randstaaten sind also infolge des Einflusses der römischen Kultur nachlässiger in ihrer heimischen Kleidungsweise und behängen sich lieber mit allerlei fremdem Tand, den die „höhere“ Kultur ihnen bringt. Geht es nicht auch heute noch so mit unserem Volkstum und seiner Kunst? Wo diese sich selbst überlassen bleibt, ist sie *exquisitus*, wo aber städtischer Einfluss stark merklich wird, kommt meist eine für feineres Empfinden unschöne Mischung und der Kitsch. Darüber siehe jetzt: KARL SPIESS, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Grundlinien einer Geschichte der unpersönlichen Kunst, Wien 1925. — ²⁾ WISSOWA weist in den GÖTT. GEL. ANZ. 1916, 663 die Ausführungen Gudemans zu dieser Stelle zurück und verzeichnet wichtige Arbeiten. Vergl. ausserdem H. MATTINGLY, The Roman Serrati: The numismatic chronicle 1924 I/II S. 31 f.; SCHUMACHER 107. Über alte Goldmünzen der Schweiz und die *ἑλυνήττιοι πολύχρυσοι* vgl. NORDEN 227 ff.

wo ist dieses Ergebnis als eines der wesentlichsten meiner Untersuchungen hingestellt worden. Es wäre bedauerlich, ja schädlich, wenn diese Auffassung Boden gewönne. Die Übertragung ethnographischer Wandermotive ist, wie ich an manchen Stellen ausdrücklich bemerkt, an anderen stillschweigend vorausgesetzt habe, in der guten völkerkundlichen Literatur des Altertums niemals mechanisch, das hiesse: verantwortungslos, vollzogen worden. Wo sich daher in ihr identische Wortbezeichnung germanischen Wesens und germanischer Bräuche mit solchen anderer Völker findet, darf man sich darauf verlassen, dass die sprachliche Einkleidung eine sachliche Identität zum Ausdruck bringt, wie sie im Leben zumal primitiver und halbzivilisierter Völker auch noch so weit getrennter Kulturkreise vielfach begegnet. Aber in den allermeisten Fällen ist die Kongruenz keine völlige, sondern bei genauerem Zusehen finden wir auf dem nach altüberlieferter Technik hergestellten Grundgemälde die individuellen Farbentöne, die feinfigurierten Schattierungen des Germanischen mit einer Treue zum Ausdruck gebracht, die uns die Höhenlage dieser in jahrhundertelanger Übung herangereiften Literaturgattung, die scharfe Beobachtungsgabe der Forscher, ihre Liebe auch zum Kleinen und scheinbar Unbedeutenden — ebenfalls ein Erbe alter, dem Ernst der Aufgabe sich bewusster Gewöhnung — in vorteilhaftestem Lichte zeigt.“

Und doch ist Nordens Buch nicht ganz unschuldig an den Zweifeln über den Quellenwert der Germania. Es ist sehr schwer lesbar und nur dem verständlich, der es mehrfach liest und genau durcharbeitet¹⁾. Mancher Leser mag den Wunsch hegen, die Gedankengänge durchsichtiger vor sich zu haben. Andererseits sind die vielen Seitenwege, die Norden bei jedem Gang führt, so reizvoll und so aussichtsreich für neue Erkenntnisse, dass man sie nicht missen möchte. Ein Buch von so vielseitiger und tiefer Gelehrsamkeit kann nicht die Form glatter Darstellung haben; wir sollen hier mit dem Forscher die einzelnen Untersuchungen durcharbeiten.

In den Untersuchungen selbst äussert sich Norden allerdings nicht immer so Hoffnung erweckend über die Zuverlässigkeit der Germania wie in dem treffenden Vorwort zum zweiten Abdruck, so in den oben S. 239 angeführten Worten, und S. 115 seines Buches bemerkt er nach Besprechung des

¹⁾ Vgl. Köpps Besprechung in den GÖTT. GEL. ANZ. 184, 1922, 65 ff.

vierten Kapitels der *Germania*, das er in seinem Hauptbestandteil auf Poseidonios zurückführt, die Darstellung, die dieser von den beiden längst in Sehweite gelangten Nordvölkern der Skythen und Kelten gegeben habe, sei von Tacitus auf das zwischen diesen beiden wohnende dritte, die Germanen, übertragen worden. Solche Äusserungen werden nach dem oben angeführten Vorwort jetzt richtiger verstanden und nicht mehr mit so viel Misstrauen aufgenommen werden wie früher.

Als sicheres Ergebnis von Nordens Buch können wir den Erweis bezeichnen, dass in der antiken Völkerkunde und Volkskunde — beides ist nicht so scharf zu scheiden, wie man heute trennen will — wie in anderen Gattungen des Schrifttums sich eine bestimmte Formgebung herausgebildet hatte, die auch Tacitus kannte und anwandte. Die Quellen, aus denen Tacitus schöpfte, scheinen mir nicht immer mit solcher Sicherheit bestimmbar, wie Norden es annimmt, wenn er auch die Richtlinien im Ganzen sicher gegeben hat¹⁾. In der Quellenbeurteilung hat Norden einen grossen Fortschritt gebracht. Wir unterscheiden jetzt im Wesentlichen drei Arten von Quellen für die *Germania*: 1. die älteren ethnographischen Schriften der Griechen, darunter besonders einen Hippokrateer, Herodot und Poseidonios, 2. die zeitgenössischen Schriften der Römer, die unmittelbar Tacitus vorangehen, darunter nach Livius besonders die *Bella Germaniae* des älteren Plinius²⁾. Leider sind uns diese nicht erhalten. Wir wissen aber genügend über sie, um sie als zuverlässige Quelle bezeichnen zu können, 3. mündliche und andere unliterarische Quellen wie Briefe, Tagebücher aus dem Felde, sonstige Aufzeichnungen. Über solche Berichte von Soldaten, Verwaltungsbeamten und Kaufleuten hat Norden, besonders S. 434 ff., eingehende Untersuchungen angestellt. Diese Quellen kommen für den letzten Teil der *Germania*, vom 43. Kapitel an, am meisten in Betracht, wo die Ostgermanen behandelt werden. Mit dem Osten,

¹⁾ Treffend betont WISSOWA in den NEUEN JAHRB. 1921, 19, dass durch Nordens Buch „dem Herumraten über den Poseidonianischen Ursprung dieser oder jener Notiz, das namentlich in Gudemans Kommentar eine grosse Rolle spielt, energisch Einhalt geboten“ sei. Andererseits müssen wir bedenken, dass die Richtlinien gezogen werden nach einzelnen Punkten, die man findet. Deshalb sollen nur die festen Punkte in Frage kommen, Wahrscheinlichkeiten soll man als solche betonen oder ausser Acht lassen. — ²⁾ Vgl. F. MÜNZER, Die Quelle des Tacitus für die Germanenkriege: BONNER JAHRBÜCHER 104, 1899, 67 ff.

besonders dem Nordosten, hatten die Römer bisher wenig Berührung. Hier war Tacitus im Wesentlichen auf die Erzählungen von Kaufleuten angewiesen. Mit feinem Spürsinn geht Norden den Wegen der Kaufleute nach, geleitet von den Ergebnissen der Münzkunde, der Archäologie, den Berichten des Tacitus und späterer Schriftsteller.

Die Erkenntnisse, die Norden in seinem Buch teils zusammengefasst und ins richtige Licht gestellt, teils neu gefunden hat, ermöglichen uns, die Germania „in ihrer Bedingtheit durch Standpunkt, Hilfsmittel und Einsicht des Berichterstatters zu erfassen“. Wir sind also nicht mehr darauf angewiesen, die „einzelnen Angaben wie Paragraphen eines Gesetzbuches“ zu erklären. Dies kann, wie Wissowa mit Recht betont (Neue Jahrb. 1921, 21), dem Verständnis der Schrift nur zugute kommen.

Längst vor dem Erscheinen von Nordens Buch war der teilweise wohl vom Gefühl beeinflusste Glaube an die unbedingte Richtigkeit aller Angaben der Germania durch die Forschung wankend gemacht. Man tappte vielfach im Unsichern. Jetzt stehen wir, wenn auch auf ganz andere Art, wieder auf festen Füßen. Denn einmal sehen wir hinein in das Werden des Schriftchens über unsere Vorfahren und zweitens können wir viele Berichte des Tacitus nachprüfen.

Somit sind Nordens Quellenuntersuchungen wesentliche Voraussetzungen für die Erklärung der Germania. Im Anschluss an sie erheben sich andere wichtige Fragen: Was hat Tacitus aus dem, was ihm vorlag, gemacht? Hat er aus der Fülle des völkerkundlichen Stoffes das im Besonderen Germanische erkannt? Wie hat er seine Berichte verarbeitet?

Teilweise sind diese Fragen durch Norden beantwortet, da und dort wenigstens gestreift.

Zwei Beispiele mögen uns das Verhältnis des Tacitus zu seinen Quellen zeigen. Herodot spricht IV, 29 von der grossen Kälte bei den Skythen und fügt hinzu: „Deswegen bekommt wohl auch die verkrüppelte Rinderart dort keine Hörner. Es zeugt für meine Meinung auch Homers Wort in der Odyssee, das so lautet: Auch Libyen, wo den Lämmern sofort die Hörner aufspriessen. Es ist richtig gesagt, dass in den warmen Ländern die Hörner schnell hervorkommen, in der heftigen Kälte aber wachsen den Rindern überhaupt keine Hörner, oder sie gedeihen nur spärlich.“ Tacitus schreibt im 5. Kapitel kurz über die Rinder der Germanen: Terra etsi

aliquanto specie differt, in universum tamen aut silvis horrida aut paludibus foeda, umidior qua Gallias, ventosior qua Noricum ac Pannoniam aspicit: satis ferax, frugiferarum arborum impatiens, pecorum fecunda, sed plerumque improcera. ne armentis quidem suus honor et gloria frontis: numero gaudent, eaeque solae et gratissimae opes sunt. Norden stellt S. 53 beide Berichte mit folgenden Worten nebeneinander: „Herodot behandelt IV, 28—31 das skythische Klima und dessen Einfluss auf die Fauna: „die skythischen Rinder, sagt er (c. 29), „sind infolge der Kälte verkümmert und hörnerlos“; „das Vieh in Germanien“, heisst es bei Tacitus (Kap. 5), „ist infolge des feuchten und rauhen Klimas meist von kleinem Schlag, selbst dem Hornvieh fehlt das gewohnte stattliche Aussehen und der stolze Stirnschmuck“: gleichartig bis auf die dem Römer eignende glänzende Stilisierung.“

Nordens Wiedergabe der Berichte ist einseitig und zugunsten des Vergleichs gekürzt. Die Berichte sind in Wirklichkeit nicht so ähnlich wie in der kurzen Wiedergabe. Vor allem hat Tacitus nicht in der Art wie Norden das feuchte und rauhe Klima mit dem Hörnerwuchs in Verbindung gebracht. Tacitus gibt im 1. Kapitel die Landesgrenzen, im 2.—4. behandelt er das Volk und seine Urgeschichte, im 5. kommt er auf das Land zurück. Nach einem einleitenden Satz über seine Beschaffenheit geht er über zu den Erzeugnissen des Landes, 1. den Bodenerzeugnissen, 2. dem Vieh, 3. Silber und Gold.

Herodot knüpft seine Erzählung an den kalten Winter der Skythen an. Es ist seine Art, in der Weise des komplexen Denkens¹⁾ Abschweifungen zu machen. Er selbst spricht dies im 4. Buch, Kapitel 30 aus²⁾.

Tacitus lässt sich nicht in dieser Weise gehen. Er verbindet wohl einzelne Abschnitte nach der Art des assoziativen Denkens³⁾ miteinander, ordnet aber seine Darlegungen in diesen Abschnitten logisch aneinander. Nach Nordens

¹⁾ Vgl. A. KNABENHANS, Zur Psychologie des primitiven Menschen: SCHWEIZ. ARCHIV F. VOLKSKD. 23 (1920/21), 121 ff. — ²⁾ Προσθήκας γὰρ δὴ μοι ὁ λόγος ἐξ ἀρχῆς ἐδίδητο sagt er. So fügt er im Anschluss an seine Ausführungen über die Kälte ganz lose an, er wundere sich, warum in Elis keine Maultiere zur Welt kommen, trotzdem das Land nicht kalt sei. — ³⁾ Vgl. FEHRLE, Badische Volkskunde I, 36 ff.; K. TRÜDINGER, Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie (Basel 1918) 146 ff. 162 ff.; GUDEMAN 37, 2; NORDEN 457 ff.

Gegenüberstellung könnte es scheinen, als ob Herodot und Tacitus von der Kälte übergangen auf die Besprechung der Hörner. Diese assoziative Vorstellungsverbindung ist aber nur bei Herodot, nicht bei Tacitus. Wohl spricht Tacitus in seiner Einleitungsbemerkung von dem rauhen, feuchten und windigen Land, verbindet aber nicht in der Art des Herodot die folgenden Ausführungen über die Landeserzeugnisse damit, sondern zählt diese nur auf, während bei Herodot die Dürftigkeit der Hörner des Viehes in kalten Gegenden infolge einer naturwissenschaftlichen Anschauung auf die kalte Witterung zurückgeführt wird.

Tacitus ist frei von solchen Anschauungen. Er berichtet nur. In der Fragestellung allerdings kann er von Herodot abhängig sein. Hätte er die Frage der Hörner nicht in einer völkerkundlichen Schrift gelesen, so hätte er vielleicht seine Berichterstatte nicht danach gefragt¹⁾.

Doch kann diese Verknüpfung nur als möglich bezeichnet werden. Denn heute noch fallen jedem von uns, wenn er nach Italien kommt, die grossen Hörner der Rinder dort auf, und umgekehrt, den Italienern die kleinen bei uns. Früher war der Unterschied noch grösser. Über die Rinder aber musste Tacitus in diesem Zusammenhang sprechen, denn sie waren für die wirtschaftlichen Fragen der Germanen von grosser Bedeutung. Da lag es für den Südländer, auch ohne dass er vom völkerkundlichen Schrifttum her beeinflusst wäre, nahe, die äusseren Unterschiedsmerkmale den italischen Rindern gegenüber zu betonen, und dies um so mehr, weil gerade der Römer stolz war auf seine stattlich aussehenden Rinder. „Stimmung und Farbe“ für das Gegenbild bei Tacitus sind, wie Norden (53, 1) mit feinem Empfinden gesehen hat, von Vergil beeinflusst.

Im ganzen ist es jedenfalls hier für die Würdigung des Tacitus wesentlicher, den Unterschied von Herodot zu betonen als das Gemeinsame.

Als weiteres Beispiel zur Kennzeichnung der Arbeitsweise und der Glaubwürdigkeit des Tacitus nenne ich seinen Bericht über die Gastfreundschaft der Germanen im 21. Kapitel. Wer deutsche Bauern kennt, die noch nicht vom Eigennutz

¹⁾ TRÜDINGER ist m. E. mehr im Recht, als man ihm bisweilen zugestehen will, wenn er die Abhängigkeit des Tacitus vom völkerkundlichen Schrifttum der Griechen in erster Linie für die Fragestellung betont.

der Stadt angekränkt sind, wird das Empfinden, das diesen Berichten zugrunde liegt, heute noch antreffen. „Was du hast, tisch auf dem Gast“ gilt wie ehemals.

Die Gastfreundschaft ist in den Schriften der Griechen für andere Völker in ähnlicher Weise gekennzeichnet, und Tacitus kennt diese Berichte und hat sie bei Abfassung der *Germania* vor Augen. Norden hat im Vorwort zum zweiten Abdruck sehr gut das Besondere bei Tacitus mit folgenden Worten betont: „Die Grundlage ist homerisch-patriarchalisch — das ist sozusagen das Übernationale, ein „Völkergedanke“ im Sinne Bastians —, aber von ihr hebt sich ein ganz individuell germanischer, anderswo genau so, wie es scheint, nicht nachweisbarer Zug ab, dessen Treue durch Fortdauer bei steiermärkischen Gebirgsbauern bis fast in die Gegenwart gewährleistet wird¹⁾. Also werden wir nicht aufhören, die taciteische Schrift als ein Quellenwerk ersten Ranges zu betrachten, sie besteht auch in dem neuen Rahmen, den ich ihr zu geben suchte, die Probe auf Vollwertigkeit durchaus. Jede Angabe, die der seine Worte genau wägende Schriftsteller auf Grund besten Quellmaterials macht, verträgt die Goldwage.“

Als Beispiel für die Art, wie wir heute Berichte des Tacitus geschichtlich einreihen und bewerten können, führe ich zum Schluss seine Nachricht über die „unterirdischen Höhlen“ im 16. Kapitel an. Er spricht zunächst vom Häuserbau, dann von den Wohn- und Vorratsgruben der Germanen. *Solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemi et receptaculum frugibus, quia rigorem frigorum eius modi loci molliunt, et si quando hostis advenit, aperta populatur, abdita autem et defossa aut ignorantur aut eo ipso fallunt, quod quaerenda sunt*, d. h. „Auch pflegen sie unterirdische Höhlen zu bauen und auf diese häufen sie obendrein noch eine starke Dungschicht. Das sind Zufluchtstätten für den Winter und Aufbewahrungsräume für Früchte. Denn Räume der Art mildern die starke Kälte, und wenn einmal der Feind ins Land kommt, verwüstet er, was offen liegt; was aber versteckt und vergraben

¹⁾ Dazu s. NORDEN 498 f. 502. Fräulein Dr. Lily Weiser verweist mich auf die Sittensprüche der Edda, besonders auf das Gedicht *Hávamál*, wo in den Strophen 2—4 über altnordische Gastfreundschaft gesprochen wird. THULE, Altnordische Dichtung und Prosa II, Edda, 2. Band: Götterdichtung und Spruchdichtung, übertragen von F. Genzmer, S. 122. Vgl. Genzmers Einleitung S. 7.

ist, darauf kommt er gar nicht oder lässt es sich schon deswegen entgehen, weil er es suchen müsste.“

Prüfen wir zunächst, inwieweit Tacitus hier abhängig sein kann vom völkerkundlichen Schrifttum. Wir haben bei den Griechen und Römern einige Nachrichten über subterranei specus bei Völkern primitiverer Art. Xenophon erzählt in der Anabasis IV, 5, 25 von einem armenischen Dorfe: Die Wohnungen waren unterirdisch, der Eingang wie der eines Brunnens, unten aber weit; die Zugänge für die Zugtiere waren gegraben (also rampenartig), die Menschen aber stiegen auf einer Leiter hinab. In den Wohnungen waren Ziegen, Schafe, Rinder, Federvieh und ihre Jungen.

Die Skythen bewohnten nach Pomponius Mela II, 1, 10 specus aut defossa. Ihre Wohnungen seien in den Boden eingegraben wegen des sehr lange dauernden Winters.

Von dem skythischen Winter erzählt Vergil in den Georgika III, 376 ff. Sie verbringen ihre sorglose Ruhe in Höhlen, die in die Erde eingegraben sind, heizen dort tüchtig ein, spielen und trinken in ausgelassener Fröhlichkeit.

Plinius berichtet in der Naturgeschichte 19, 9 von den germanischen Frauen, sie weben defossae atque sub terra.

In den Worten des Vergil sind einige Anklänge an Tacitus. Beide können auf dieselbe ethnographische Quelle zurückgehen oder die Übereinstimmungen beruhen auf unmittelbarem Einfluss des Vergil auf Tacitus. Irgend welche Zusammenhänge zwischen den übrigen Stellen und Tacitus sind aus dem Wortlaut und der ganzen Art der Darstellung nicht ersichtlich.

Die sachlichen Übereinstimmungen zwischen der Darstellung der subterranei specus bei Tacitus und den anderen Schriftstellern sind also nicht auf literarische Entlehnung, sondern auf die Tatsache zurückzuführen, dass es solche Wohn- und Vorratsgruben¹⁾ bei Völkern auf einfacher Kulturstufe gab. Der Bericht des Xenophon z. B. macht gar nicht den Eindruck, dass er abhängig sei vom ethnographischen Schrifttum.

Und nun erhebt sich die zweite, viel wichtigere Frage: Können wir die Nachricht des Tacitus durch andere Quellen nachprüfen und bestätigen?

Dazu wenden wir uns zunächst an die Wissenschaft des Spätens. Solche Wohngruben sind in K. Schumachers beiden Bänden über „Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rhein-

¹⁾ Über die unterird. Vorratsräume der Römer s. VARRO, de re rust. I, 57.

lande“ (Mainz, Wilckens) von der Steinzeit bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mehrfach erwiesen. A. Kiekebusch hat in Buch bei Berlin unterirdische Gruben, wie sie Tacitus beschreibt, aus den Jahren 1200—800 v. Chr. entdeckt und in seinem Buche „Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin“ S. 60 ff. beschrieben. Ihre Verwendung war dieselbe wie zur Zeit des Plinius und Tacitus. Reste von Webeeinrichtungen und von Vorräten erweisen diese Räume als Vorratskammern und Wohn- oder Arbeitsgruben. Beide mögen oft getrennt gewesen sein. Tacitus hat nicht geschieden. Das mag eine Ungenauigkeit sein. Sie kann darauf zurückgehen, dass auch in den Wohngruben Vorräte zum Essen aufbewahrt wurden¹⁾. Für keltisch-helvetisches Kulturgebiet hat L. Rütimeyer in seiner „Ur-Ethnographie der Schweiz“ (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Bd. 16, 1924) 333 ff. Wohngruben von der prähistorischen Zeit bis ins 13. Jahrhundert nachgewiesen²⁾.

Nach den Funden in Buch bei Berlin wurde in diesen von Germanen bewohnten Räumen gewoben, rund 1000 Jahre später berichtet der ältere Plinius, dass die germanischen Frauen in unterirdischen Räumen ihre schönen Linnengewänder weben. In einer Münchener Bauordnung vom Jahre 1489 wird von Kellern gesprochen, „in wellichen die Weber Handtwerk threiben und arbeiten.“ Der Schwarzwälder Volksschriftsteller Hansjakob erzählt in den „Schneeballen“ vom „Gotthard auf dem Bühl“: „Der ärmste unter den Dorfmeistern ist... der Weber. Sein Beruf bannt ihn da, wo noch in alter Art gesponnen und gewoben wird, das ganze Jahr in seinen ‚Keller‘, wie er seine Werkstätte nennt. Wenig Licht und kaum ein Sonnenstrahl dringt in dieses tief gelegene Gemach, in welchem der Dorfweber einsam und monoton seinen Weberbaum schlägt“³⁾.

Weberkeller ist in der Gegend von Haslach im nördlichen Schwarzwald, wie in andern Teilen des deutschen Sprachgebietes also eine bis in unsere Zeit verständliche Bezeichnung.

¹⁾ Mit Recht weist L. GRÜNENWALD auf den Unterschied zwischen Feldgruben und Feldhöhlen hin. BLÄTTER FÜR DAS GYMNASIAL-SCHULWESEN, 51 (1915), 93 ff. Aber nicht immer ist so scharf zu scheiden, und seinen sonstigen Ausführungen, wonach man die Nachricht des Tacitus trennen soll von der Frage der Wohngruben, kann ich nicht beipflichten. — ²⁾ Etymologisches zur Wohngrube s. E. HOFFMANN-KRAYER, Die Etymologie im Dienste der Hausforschung, in ARCHIVES SUISSES d'Anthropologie générale 3 (1919), 178 ff. — ³⁾ FEHRLE, Badische Volkskunde I, 109 ff.

Wir haben hier eine in mehreren Entwicklungsstufen von etwa 1200 v. Chr. bis in die Gegenwart bezeugte germanische Gewohnheit, die Webarbeit zu verrichten in Räumen, die in die Erde eingelassen sind. Für ebenso lange Zeit sind unterirdische Räume als Vorratskammern bestätigt. Denn neben dem gemauerten Keller im Erdgeschoss des Hauses haben unsere Bauern Gruben zum Unterbringen von Rüben und anderen Bodenerzeugnissen.

So ist der Bericht des Tacitus in einen grossen kulturgeschichtlichen Zusammenhang eingereiht. In die Wohngruben ist jetzt Leben gekommen. Zu den Webstuhlgezeiten, die nach dreitausendjähriger Verborgenheit sich dort gefunden haben, ergänzen wir in Gedanken den Webstuhl, und wenn tausend Jahre später Plinius von den Linnengewändern der germanischen Frauen spricht, die da unten hergestellt werden, so stellen wir Bilder aus unserem Kulturleben neben die alten Berichte, und wenn uns der Hotzenwälder Bauer in seinem „Keller“ auf unsere verwunderte Frage, warum er in dem feuchten ungesunden Erdloch arbeite, die Erklärung gibt, er brauche ein so feuchtes Gemach, damit die Webfäden nicht zu sehr austrocknen, so erkennen wir praktische Rücksichten, die mit dazu beigetragen haben, diese alte Überlieferung drei Jahrtausende hindurch zu bewahren.

Die Nachricht des Tacitus steht jetzt nicht mehr vereinzelt da, sondern ist ein Glied in einer langen Reihe von Beweisen. Wir schauen nicht auf zur Germania als einem Buch, an dessen Einzigartigkeit und Unfehlbarkeit wir voll Ehrfurcht glauben¹⁾. Wir vermögen aber dieses in vieler Hinsicht wirklich einzigartige Schriftchen jetzt geschichtlich besser einzustellen, haben für die Erklärung methodisch und tatsächlich einen festeren Standpunkt, was wir zum grossen Teil Nordens „Urgeschichte“ verdanken, und schätzen und lieben das „goldige Büchlein“, das für die Volkskunde der Frühzeit wertvolle Berichte gibt, nicht weniger als frühere Geschlechter.

¹⁾ Dagegen wendet sich mit Recht WISSOWA, NEUE JAHRB. 47 (1921), 21. Dass es nötig ist, dies heute noch zu betonen, haben mir Gespräche gezeigt, die im Anschluss an einen Vortrag von mir über diese Fragen stattgefunden haben. Es wurde dabei bemängelt, meine Interpretation der Germania sei zu historisch eingestellt. Das halte ich für ein Lob.